

Prof. Dr. Michael Herbst



Was hat palliative Pflege mit Kirche zu tun?

Wer in der Begleitung und Pflege schwerkranker Menschen Erfahrungen hat, weiß, dass irgendwann das eine Gespräch nötig wird, in dem sich alle Beteiligten eingestehen, dass es keine Heilung mehr geben kann. Sagt man es sehr klar, aber auch entmutigend, dann heißt es, der Patient sei austerapiert.

Sehr langsam erst hat sich in unseren Breiten die Erkenntnis durchgesetzt, dass damit das Leben noch nicht zu Ende ist. Und: dass daraus nicht folgt, dass Medizin, Pflege und Seelsorge nichts mehr für den Patienten tun können. Vielmehr schalten alle Hilfssysteme um: von kurativer (heilender) zu palliativer (umschützender) Medizin. Die verbleibende Lebenszeit soll so schmerzfrei und angenehm wie möglich gestaltet werden. Nicht Verlängerung des Lebens, aber Lebensqualität und Wohlbefinden sind nun Ziel der Behandlung – möglichst bis zum Ende. Das heißt: eine gute Schmerztherapie, ein angenehmes Umfeld, so wenig Regulierung der Tage wie möglich, seelische, auch spirituelle Begleitung.

Wenn Sie sich als Leserin oder Leser jetzt fragen, was diese Kolumne mit Kirche und Gemeindeentwicklung zu tun hat, dann darf ich Sie auf eine Stellungnahme der norddeutschen Theologin Emilia Handke in der **Evangelischen Zeitung** (Zeitung vom 18.1.2024) verweisen. Die Leiterin des Predigerseminars in Ratzeburg regt an (ähnlich wie Holger Pyka), auch der Kirche palliative Pflege zukommen zu lassen, denn sie sei austerapiert. Die vielen Ideen zur Kirchenreform seien im Ergebnis nicht erfolgreich gewesen und hätten den Niedergang dieser, uns lange vertrauten Gestalt von Kirche nicht aufhalten können. Es gehe etwas zu Ende. Die verbleibende Lebenszeit sei ja auch noch kostbar und keineswegs zu verachten. Und als gläubige Menschen sagen wir auch: Wo etwas stirbt, schafft Gott doch regelmäßig etwas Neues. Die Theologin ahnt auch schon, wie der Übergang zum Neuen aussieht: mehr große Momente mit Gott, Kirche jenseits des üblichen Rahmens, Hirten, die das Feuer am Brennen halten, auch wenn sich nur wenige versammeln. Die alten Lieder singen und bei der Glut Wache halten.

Zunächst muss man sagen: Respekt, das ist mutig. Und ehrlich. Es geht eine Gestalt von Kirche zu Ende. Die Kirche als Mehrheitskirche, als Volkskirche und als kulturell bestimmende Größe läuft mit wachsendem Tempo auf ihr Ende zu. Und ja, es braucht den Mut, Kirche neu zu denken, Neues zu erproben und unkonventionellen Ideen Raum zu verschaffen. Ja, und es braucht eine Vielfalt solcher Versuche, weil wir nur mit "Versuch & Irrtum" zu Einsichten kommen werden, was denn in Zukunft geht, und wie die neue Gestalt der Kirche Jesu Christi aussehen wird. Und ganz bestimmt: Kirchen als irdische Größen können sterben. Aber der Leib Christi nicht – und der findet sich dann an überraschenden Orten

quicklebendig ein. Anders, vielleicht kleiner und ärmer - aber als der Ort, an dem Menschen das Evangelium hören und erleben. Kein Grund zur Verzweiflung!!

Hört man ein "aber" in diesen Worten? Richtig! So sehr ich der Deutung unserer Lage im Ganzen zustimme, so zögere ich doch, unter den Vorschlag von Emilia Handke einfach ein schlichtes "Amen" zu setzen. Warum? Aus zwei Gründen:

Was für die Kirche im Ganzen gilt, gilt nicht für jeden kirchlichen Ort, für jede Gemeinde im Land. Soll man von jeder Gemeinschaft von Christinnen und Christen sagen: »Ihr seid wie ein altes Ehepaar, das noch ein paar schöne Monate erleben darf, dann aber war's das!«? Ist die Lage nicht doch komplexer? Gibt es keine alten und neuen Gemeinden und Gemeinschaften, die überaus lebendig sind und gerade eher daran arbeiten, den Übergang von der Volkskirche zur Minderheitenkirche zu gestalten und sich in den neuen Verhältnissen (finanziell, räumlich, im Blick auf den Verzicht auf hauptamtliche Versorgung) einzurichten? Es wäre ja verheerend, lauter gesunde Zeitgenossen auf die Palliativstation zu schicken!

Und die Zukunftsaussichten? Von heiligen Momenten ist die Rede, von Hirten am Feuer, die über der Glut wachen. Es klingt wie eine Kirche der punktuellen Kontakte. Und wie eine Kirche, in denen weiterhin vorwiegend Hirtinnen und Hirten (wer eigentlich?) die Arbeit machen. Sollte damit eine Kirche der pastoralen Dienstleistungen, der pop-up-Momente und niedrigschwelligen Kasualien gemeint sein, dann kann man darüber diskutieren, aber es fällt doch auf, dass von ›Gemeinde‹ da nicht die Rede ist. Vielleicht ist dieser zweite Einwand auch nur eine Variante des ersten: Es scheint »die Kirche« zu geben und »die Hirten« – aber wo sind die Gemeinden?

Es ist spannend, dieses Gespräch weiterzuführen: Ja, wir gehen als Kirche in ihrer überkommenen Gestalt einem allmählichen Sterben entgegen, aber was heißt das für durchaus vitale Gemeinden, für die Menschen, die Jesus ruft und sammelt und sendet – nicht als Einzelne, sondern als solche, die Glauben Liebe und Hoffnung teilen? Das genau ist unsere Frage.

Michael Herbst